

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 8

Artikel: Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich [Fortsetzung]
Autor: Lehmann, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Lager scene (Kappeler Milchsuppe?) auf einem zürcherischen Glasgemälde von 1580.

Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich.

Von Dr. G. Lehmann in Zürich.

Mit neun Abbildungen.

Die Festschrift.



Dr. Ferdinand Keller,
† 21. Juli 1881.

Leiter der 1832 entstandenen Sammlung der
Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

seiner Entwicklungsperiode eifrig und mit Erfolg gearbeitet worden war, so daß vom ersten Tage seines Bestehens an große und wichtige Gebiete unserer einheimischen Kunst- und Kulturgeschichte in würdiger Weise durch die vorhandenen Sammlungsobjekte zur Darstellung gelangen konnten.

Das Werk, welches auf solche Weise entstand, umfaßt 234 Seiten Text, der durch 33 teils farbige Tafeln und eine große Anzahl eingestreueter Illustrationen erläutert wird. Die künstlerische Ausstattung bietet einen sehr hervorragenden Beweis für die Leistungsfähigkeit des polygraphischen Institutes in Zürich, in dessen Ateliers der gesamte Illustrationsapparat entstand und das auch die geschmackvolle Einbanddecke lieferte.

Wie schon der Titel „Festschrift auf die Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich am 25. Juni 1898“ sagt, ist das Werk nicht in erster Linie für den Buchhandel bestimmt. Es sollte vielmehr als Geschenk der Bundesbehörden beim Geburtsfeste der neuen nationalen Anstalt eine Anerkennung für alle bilden, die zu deren Gründung, Wachsen und Gedeihen beigetragen hatten. Um es aber gleichzeitig weitesten Kreisen zugänglich zu machen, erhielten es auch sämtliche Kantonsregierungen zu passender Verwendung, sobald die kantonalen Bibliotheken, diejenigen aller verwandten Anstalten und schwei-

zerischer Gesellschaften und Vereine, welche sich mit Altertumskunde befassen. Der Rest der Auflage steht weiteren Interessenten zum Preise von Fr. 40.— pro Exemplar im Kommissionsverlage genannter Anstalt zur Verfügung.

Den Reigen der wissenschaftlichen Abhandlungen eröffnet Direktor Dr. H. Angst mit der Gründungsgeschichte des Museums. Wir berichteten daraus den Lesern der „Schweiz“ bei der Eröffnung der Anstalt schon so einläßlich, daß an dieser Stelle eine Verweisung auf die verdienstvolle Arbeit genügt. Im Zusammenhange damit wurde auch beim gleichen Anlasse der Einrichtung des Gebäudes gedacht. Diese Schilderung hatte für die Festschrift der Präsident der Landesmuseums-Kommission, H. Pestalozzi, Stadtpräsident von Zürich, übernommen. Das beigefügte Verzeichnis der Bauunternehmer sowie eine Uebersicht über die Baukosten werden namentlich Fachleuten sehr willkommen sein. Danach betrug der ursprüngliche Baukredit der Stadt Zürich, welche das Gebäude auf eigene Kosten zu erstellen und mit dem notwendigen Mobiliar zu versehen hatte, im Jahre 1892 Fr. 1 410 000. Die Nachtragskredite der folgenden Jahre ließen diese Summe auf Fr. 1 757 800 anwachsen. Rechnet man dazu noch die Ausgaben des Bundes für die Instandhaltung der alten Zimmer und Gebäudeteile, so ergibt sich eine Gesamtsumme von Fr. 1 965 100 mit Inbegriff des Mobiliars, dagegen ohne die Wertung des Bauplatzes. Bei Uebernahme des Museums standen der Stadt Zürich als verwendbarer Baufonds Fr. 387 000 zur Verfügung. Eine freiwillige Sammlung bei Privaten ergab Fr. 120 000, die Subvention durch die seither mit der Stadt verschmolzenen Außengemeinden betrug Fr. 46 000; dazu brachte der Verkauf des von C. Fierz-Landis sel. der Stadt zu diesem Zwecke geschenkten Schlosses Schwanegg Fr. 67 000. Der Rest der Bauumme wurde durch den Verzicht der Bürgergemeinde Zürich auf ihr Nutzungsgut während zwanzig Jahren und durch ein unverzinsliches Darlehen des Kantons an die Stadt im Betrage von Fr. 500 000 auf die gleiche Zeitdauer gedeckt. Am Schlusse des Jahres 1897 waren an die Gesamtsumme bereits

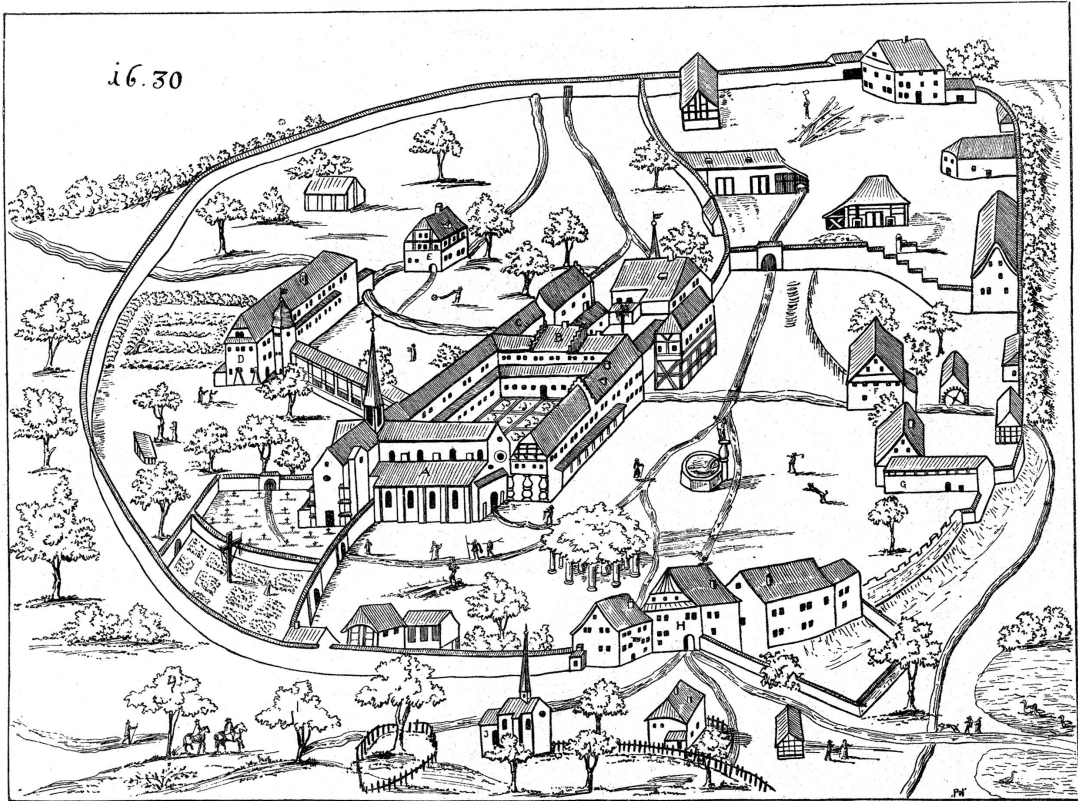
den Beweis bringen, daß für das neue Institut schon während

der gotischen Flachschneiderei vom Wandtäfer eines Zimmers aus dem Detenbachloster in Zürich. (Im Landesmuseum).



Ötenbachzimmer.

Gotische Flachschneiderei vom Wandtäfer eines Zimmers aus dem
Detenbachloster in Zürich. (Im Landesmuseum).



Das Kloster St. Urban, Mouton Zugern, 1650. Nach einem Plane im Staatsarchiv von Zugern.
 A. Kirche. B. Abtei. C. Konvent. D. Bibliothek. E. Bad und Schreineret. F. Mühle. G. Karrenstall. H. Gasthaus und Thorburgang.
 (Vergleiche auch „Die Schweiz“, Bd. II, pag. 12 u. ff.)



fenstersturz,
St. Urban-Bachstein
aus Zofingen.

Fr. 1020 000 geleistet. Gewiß darf das alte Zürich auf dieses nicht nur dem neuen Gemeinwesen und dem Kantone, sondern dem ganzen Schweizerlande gebrachte Opfer stolz sein.

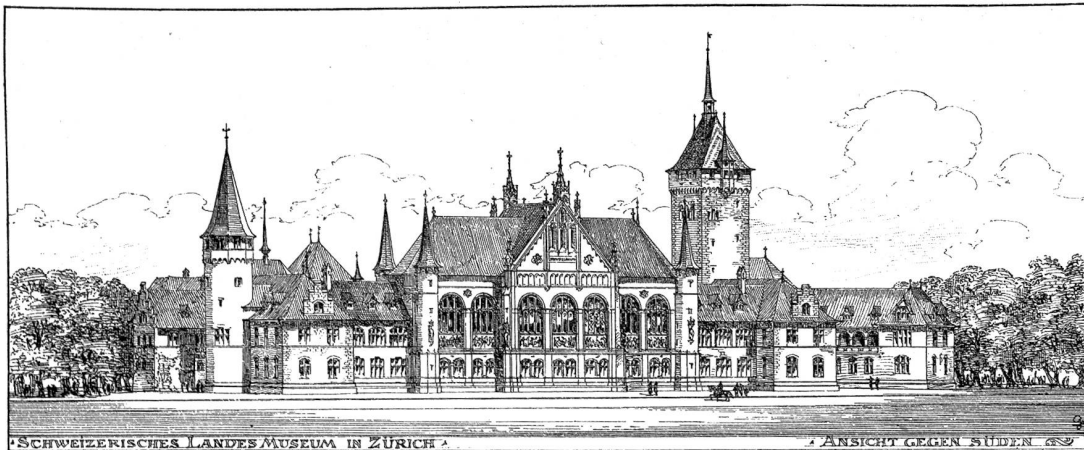
Diesen einleitenden Arbeiten über das Museum als solches folgt die Serie der wissenschaftlichen Abhandlungen, eröffnet von dem bekannten Prähistoriker J. Heierli mit der Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz. Das vermehrte Interesse, welches man heute den Gegenständen vergangener Zeiten, die durch Zufall oder Wissenstrieb der Erde enthoben werden, darbringt, ließ in weiteren Kreisen das Bedürfnis nach der Möglichkeit einer zeitlichen Bestimmung dieses nach Beschaffenheit und Wert so verschiedenartigen Erbes längst verschwundener Zeiten immer mehr wach werden. Diesem Wunsche kommt zum ersten Male die vorliegende Arbeit entgegen und zwar in ebenso gründlicher als klarer und darum für jedermann verständlicher Weise. Natürlich kann es sich für die am weitesten zurückliegenden Epochen nicht um Zeitabschnitte handeln, welche durch Jahrzahlen begrenzt werden, sondern lediglich um Perioden, deren Produkte auf eine bestimmte, gemeinsame Stufe in der Kulturentwicklung eines Volkstammes und eines Zeitalters schließen lassen. Zudem der Verfasser seiner Arbeit eine Geschichte der prähistorischen Forschung in der Schweiz voranstellt, findet er Gelegenheit, der Männer zu gedenken, welche sich um diesen Wissenszweig ganz besondere Verdienste erwarben, wie der Berner G. von Bonstetten und der Zürcher Dr. Ferdinand Keller, Gründer der antiquarischen Gesellschaft, deren Sammlungen den Kern für diejenigen der eidgenössischen Anstalt bildeten. Gleichzeitig aber erfahren wir damit auch die Irrtümer, von denen sich diese noch junge Wissenschaft allmählich losringen mußte, bis sie zur richtigen Erkenntnis der grundlegenden Thatsachen gelangte. Dieser zusammenfassenden Arbeit von J. Heierli reiht sich die Beschreibung der Gräberfelder von Molinazzo-Arbedo und Castione und ihres Inhaltes von Conservator N. Ulrich an. Schon im Jahre 1874

der wurde. Ihre Beschaffenheit nach ge-
hören diese
Funde drei
verschiede-
nen Epo-
chen an:
die ältesten
weist der
Verfasser
der liguri-
schen Ur-
bevölke-
rung des
heutigen
Kantons
Tessin zu.
Als diese
von dem
gallischen
Stamme
der Lepon-
ter seit
dem An-
fange des
vierten
Jahrhun-
derts vor
Christo
teils auf-
gerieben,
teils ver-
trieben
wurde,
mischte sich
der Besitz
beider Völ-
ker, wovon
uns die
Grabfunde

kamen, wie dies das Spiel des Zufalles zu-
weilen will, beim Bau eines Hauses in
Molinazzo eine Anzahl Gräber zum Vor-
schein, deren Inhalt das Interesse der
Fachgelehrten erregte. Zahlreicher wurden
die Funde aber erst seit dem Jahre 1892.
Die Direktion des Landesmuseums, von
einem Deutschschweizer auf diese interessante
Thatsache aufmerksam gemacht, schenkte ihr
sogleich die notwendige Beachtung, und so
gelangte das Museum im Verlaufe der
folgenden Jahre in den Besitz einer prä-
historischen Spezial-
sammlung, die zum
Hervorragendsten
zählt, was bis jetzt
auf diesem weiten Ge-
biete zu Tage geför-
dert wurde.



Gotische Flachschitzerei.



SCHWEIZERISCHES LANDESMUSEUM IN ZÜRICH

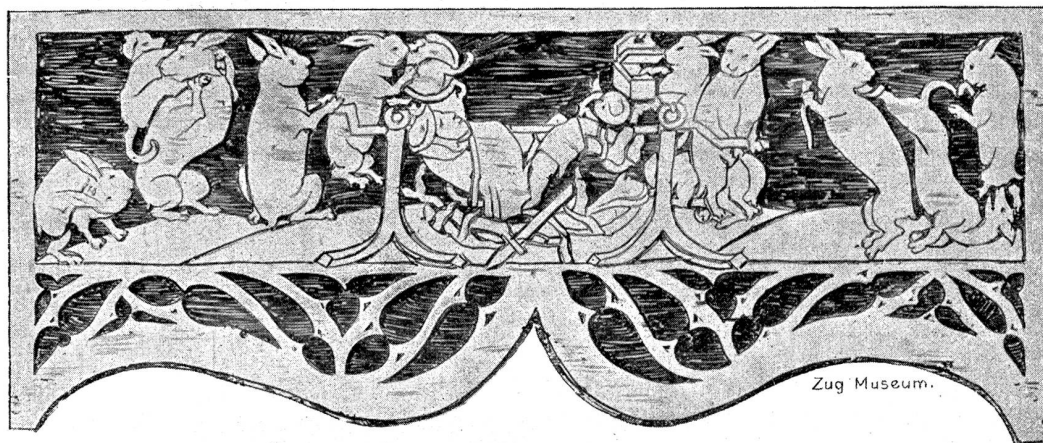
ANSICHT GEGEN SÜDEN

Ansicht des Schweizerischen Landesmuseums gegen Süden.

der zweiten
Periode zu
erzählen
wissen. Im
Jahre 568
nach Chri-
sto gründe-
ten sodann
die Langob-
arden unter
Alboin in
Oberitalien
ein mächtiges
Reich. Auch
diese histo-
rische
Thatsache
wird durch
eine dritte
Gruppe

von Grabfunden belegt, die unzweifelhaft jenem Volke angehörten. Sie führen uns hinüber zur Hinterlassenschaft des Mittelalters, das durch eine Arbeit von Dr. J. Zemp über die mittelalterlichen Backsteine von St. Urban eingeführt wird. Die Kenntnis, auf welchem Wege diese hoch entwickelte Technik in unser Land kam, blieb uns bis zur Stunde vorenthalten. Nur soviel ist sicher, daß schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts das Cisterzienserkloster St. Urban im Kanton Luzern nicht nur für seinen eigenen Bedarf sondern auch zur Abgabe an befreundete Städte, Kirchen und Burgen der Umgebung gebrannte Werksteine anfertigte, deren freie Flächen mit Ornamenten verziert waren, die eine so überraschende Formvollendung aufwiesen, wie einheimische Kunst sie kaum zu schaffen imstande gewesen wäre. Und wie diese Kunst in St. Urban ohne nachweisbaren Ursprung auftritt und ohne Entwicklung blüht, so verschwindet sie auch spurlos wieder, um Jahrhunderte lang völliger Vergessenheit anheimzufallen, bis ihre Trümmer, als gewöhnliche Mauersteine verwendet, die Aufmerksamkeit kunstsinziger Männer erregten. Dagegen lassen sich wohl Spuren einer nachahmenden Tätigkeit nachweisen, deren Produkte bald mehr bald weniger an die Vorbilder heranreichen und die gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Beromünster zu kurzer Blüte gelangte. Genaue Beschreibung sämtlicher Fundorte, der Formen, der Herstellungstechnik und der Verzierungen machen diese Abhandlung zu einer grundlegenden Arbeit über diesen höchst interessanten Kunstzweig, der unter Leitung des Verfassers im Schweizer. Landesmuseum durch die Reproduktion verschiedener Bauglieder eine glanzvolle Wiedergeburt feierte.

Besondern Reiz verleihen diesen Erzeugnissen zuweilen Spruchbänder, die sich durchs Rankenwerk schlingen, aus denen mittelalterlicher Humor in seiner ganzen Deutlichkeit und Frische spricht. Den Schluß des Buches bildet eine Arbeit von Dr. H. Zeller-Werdmüller: Zur Geschichte des Zürcher Goldschmiedehandwerkes. Es ist auffallend, daß trotz der vorzüglichen Silberarbeiten von zweifellos einheimischer Herkunft die Geschichte unserer schweizerischen Goldschmiedekunst noch in den Windeln liegt. Um so wertvoller ist darum dieser Beitrag. Schon seit dem Jahre 1225 sind Goldschmiede in Zürich nachweisbar und seit dem 14. Jahrhundert erfahren wir auch deren Namen, besonders, wenn sie mit der Prägung der Münzen betraut wurden. Ihre Werke aber lernen wir zunächst nur aus Rechnungsbüchern kennen. Die Seltenheit der edlen Metalle in unserem Lande und die dadurch bedingte Kostbarkeit erlaubten nur Wenigen den Luxus silberner Trinkgeschirre und Kleinode. Hauptbestellerin blieb bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Kirche. Zwar kam durch die Burgunderkriege eine reiche Beute an Geld und Geräten in Edelmetallen in unser Land und auch die Mailänderzüge blieben in dieser Beziehung nicht ganz ohne Wirkung. Allein erst mit der Entdeckung der neuen Welt und der gesteigerten Ausbeutung der sächsischen und böhmischen Silberbergwerke wurde dem Mangel an Edelmetallen so gründlich gesteuert, daß der Geldwert sank und man daran zu gehen wagte, in Bern und Zürich schwere Silbergulden zu prägen. Bald wurden die Goldschmiede zu vielbeschäftigten Meistern, deren Handwerk die Reformation weniger schädigte, als dasjenige anderer Kunst-



Flachschnitzerei, Bekrönung eines Wandgefasses im historischen Museum.

Auch die Flachschnitzerei, über deren Werke uns Prof. Dr. J. N. Rahn berichtet, darf nicht als eine ausschließlich schweizerische Kunstbetätigung in Anspruch genommen werden; denn sie ist nicht nur im Tirol, sondern auch in Norddeutschland zu Hause. Ihr Ursprung reicht bis zu den frühesten Erzeugnissen germanischer Kultur zurück, da schon der angelsächsische Sang von Beowulf kunstvolle Flachschnitzereien in der Halle Georot zu preisen scheint. Leider fehlen uns Erzeugnisse aus so früher Zeit. Das älteste, in dieser Technik gezielte Möbel im Landesmuseum, eine Tischzarge aus Disentis, nennt uns das Jahr 1470. Deckenfrieze in der Kirche zu Weischwanden im Kanton Glarus trugen die Jahrszahl 1487. Sicher ist, daß seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Flachschnitzerei in unsern Landen, soweit die deutsche Zunge reicht, zu den beliebtesten Zieraten gehörte und nicht nur auf Möbeln und Kirchenstühlen reiche Verwendung fand, sondern auch zur Dekoration der Zimmerwände, Kirchendecken u. s. w. diente, wovon das Landesmuseum eine einzig dastehende Sammlung von Originalen aufzuweisen hat. Mit dem Verschwinden des gotischen Stiles und namentlich seit der häufigen Verwendung des Hartholzes für Möbel und Tafel, scheinen, wenigstens im Flachlande, und hier namentlich in den Städten, diese Erzeugnisse einer oft recht kunstvollen Formengebung, aber einfachen Technik ziemlich rasch aus der Mode gekommen zu sein. Dafür lebte die Kunst der Flachschnitzerei in gewissen Berggegenden weiter, wo sie noch im vorigen Jahrhundert recht erfreuliche Blüten trieb, wie dies geschmückte und bemalte Schränke aus Tannen- und Föhrenholz im Engadin beweisen, wovon das Landesmuseum ebenfalls ein sehr hübsches Beispiel besitzt. Seit der Installierung der prächtigen Decken und Zimmer mit Flachschnitzereien in unserm neuen Institute scheint das Verständnis und damit die richtige Würdigung dieser Kunst als Dekorationsmittel für Zimmer und Möbel neu erwacht zu sein, was zahlreich eingegangene Gesuche um die Erlaubnis zu Kopien bekunden.

handwerker, da auch der wohlhabende Bürgersmann seinen Stolz darin setzte, durch einen silberbeschlagenen Maserkopf oder einen Becher seine Tafel zu zieren. Wie sehr diese Sitte festwurzelte, davon bietet uns Dr. Zeller an Hand der sog. Schirmbücher Zürichs ebenso überraschende als interessante Beispiele. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden dann auch Zünfte und Gesellschaften zu regelmäßigen Bestellern und bald machte die Verleihung jedes Ehrenamtes die Schenkung eines Bechers zur Sitte. Seit dem Jahre 1544 mußten die Zürcher Goldschmiede auf die von ihnen erstellten Arbeiten ihr Handwerkszeichen (später Wappen) einschlagen, welches die Stadt mit ihrem Schilde begleitete. Vierzehn Jahre später wurde das Meisterbuch angelegt. An seiner Spitze steht der berühmte Münzmeister und Goldschmied Hans Jakob Stampfer, und vierhundertneunzig Meister reihen sich diesem bis zum Jahre 1795 an. Wie beträchtlich die Zahl der zu gleicher Zeit den Beruf ausübenden Goldschmiede Zürichs war, beweist der Umstand, daß im Jahre 1637 eine Verordnung über den Silberkauf von 45 ausübenden Meistern unterzeichnet wurde. Und doch ist verhältnismäßig außerordentlich wenig altes Silbergeschirr bis auf unsere Zeiten erhalten geblieben. Viele, namentlich geringere Arbeiten, wurden schon früher wieder eingeschmolzen. Arg räumte das Jahr 1798 mit diesen Schätzen auf. Was heute noch von Zürichs altem Silbergeschirr vorhanden ist, birgt zum guten Teile die Schatzkammer des Landesmuseums als Depositum der Eigentümer. Da wir ihrer nächstens gedenken werden, wobei uns die vorliegende Arbeit Dr. Zellers zur trefflichen Führerin dienen soll, mag es bei diesen kurzen Andeutungen für diesmal sein Bewenden haben.

Diese knappen Ausführungen dürften den Lesern der „Schweiz“ immerhin beweisen, wie mannigfaltig und lehrreich der Inhalt dieser „Festgabe“ ist, dem ein zahlreiches und vortreffliches Silbermaterial zur Seite steht, so daß das Buch den Namen eines nationalen Prachtwerkes im besten Sinne des Wortes verdient.